

DIE KÖNIGSBERGER MENNONITENKIRCHE

In den Städten des deutschen Nordostens hat es vier Mennonitenkirchen gegeben, die in Königsberg, Danzig, Elbing und Marienburg. Die ersten beiden hatten noch die Formen des überlieferten mennonitischen Andachts- oder Bethauses und müßten besser auch so genannt werden, die beiden letzten lehnten sich bereits an die Formen der gotischen Backsteinkirchen ihrer Umgebung an.

Der Königsberger Bau, als der älteste der genannten vier, hat wohl Anspruch darauf, einmal in einem besonderen Aufsatz gewürdigt zu werden. Randt berichtet in seiner Dissertation⁸, daß die Königsberger Mennonitengemeinde bereits 1752 ein in der Tränkgasse gelegenes Grundstück mit drei Häusern gekauft habe¹, von denen das größere zur Abhaltung von Gottesdiensten, die beiden kleineren für die Armen der Gemeinde bestimmt waren. Da die Häuser jedoch baufällig wurden, brach man sie ab und erbaute auf dem Grundstück in den Jahren 1768 und 1769 das neue Gotteshaus und zwei neue Armenhäuser. Die Grundsteinlegung fand am 23. 8. 1768⁷ statt. Die Gemeinde hatte für den Bau beträchtliche Opfer gebracht; so wissen wir, daß Heinrich Kauenhoven (1722—1796) für sie 500 Gulden gab, und Isaac Kauenhoven (1714—1794), Seiden- und Schönfärber „auf der Burgfreiheit hinter der Münze“, seit 1757 Diakon, seit 1763 Prediger der Königsberger Mennonitengemeinde, ihr 600 Thaler für den Bau vermachte^{2, 4, 11}. Die Leitung des Baus hatte der erwähnte Vorsteher Heinrich Kauenhoven¹¹. Das vollendete Andachtshaus wurde am 1. 1. 1770 durch den damaligen Ältesten Isaak Kroecker mit einer Predigt über 1. Petri 2, 5 feierlich eingeweiht^{2, 9}.

Die Kirche lag in der Altstädtischen Tränkgasse 3. Sie diente der Gemeinde fast 130 Jahre als Stätte ihrer Gottesdienste. Wie Randt nach einer Mitteilung des Stadtrats Claassen (Abb. 2) berichtet, „verkaufte die Gemeinde im Juni 1899 das ganze Grundstück für den Preis von 100 000 Mark, da die Zahl der in Königsberg wohnenden Mennoniten sich bedenklich verringerte und zu befürchten war, daß die letzten Mitglieder der Gemeinde, die keine Korporationsrechte besaß, einst als persönliche Besitzer zur Veräußerung gezwungen sein und den Kaufpreis untereinander teilen könnten.“ Der Erlös wurde bei der Hamburger Mennonitengemeinde hinterlegt unter der Bedingung, daß er den Königsberger Mennoniten wieder zum Bau eines

neuen Gotteshauses zur Verfügung gestellt werden sollte, wenn wieder eine bestimmte Seelenzahl erreicht war. Das war nicht der Fall. Die Zahl der Mennoniten in Königsberg nahm ständig ab: 1825 hatte die Gemeinde 248 Seelen, 1828: 210, 1837: 152⁵, 6, 1934: 65¹⁰.

Über die Schicksale der Kirche nach 1899 teilte mir Dr. Fritz Gause, der frühere Direktor des Königsberger Stadtarchivs und des Stadtgeschichtlichen Museums, brieflich mit, daß die Kirche nach dem Verkauf von der Firma Gizycki und Schröter als Eisenlager benutzt wurde. 1934 stand das Gebäude noch¹⁰. Später wurde es abgebrochen. Wann das geschah, konnte ich trotz aller Bemühungen nicht feststellen.

Über das Aussehen des Königsberger Bethauses sind wir gut unterrichtet, da sich einige Ansichten davon durch günstige Umstände bis heute erhalten haben.

Das älteste Bild des Hauses findet sich als farbige Zeichnung unter dem Seitengoldschnitt eines mennonitischen Gesangbuchs vom Jahre 1780 (Geistreiches Gesangbuch zur öffentlichen und besonderen Erbauung der mennonitischen Gemeinde in und vor der Stadt Danzig, Marienwerder, gedruckt bei Joh. Jacob Kanter 1780). Diese Zeichnung zeigt ein langgestrecktes, eingeschossiges Gebäude mit gebrochenem Walmdach und sechs hohen durch Bogen abgeschlossenen Fenstern. In der Mitte zwischen ihnen dient ein zweifenstriger, giebelgekrönter Vorbau als Eingang und Windfang. Links vor dem Gebäude steht ein obeliskartiges Gebilde, das wohl als Kettenbrunnen zu deuten ist. Wertvoll ist an dem Bild auch, daß es die nähere Umgebung des Andachtshauses zeigt. Rechts liegen zwei Häuser, die vielleicht die oben erwähnten Armenhäuser sind, davor zwei niedrige Schuppen oder Ställe. Links sieht man im Hintergrunde einen Turm mit durchbrochenem Helm. Wahrscheinlich ist es nach einer Mitteilung von Dr. Fritz Gause der Neuroßgärtner Kirchturm, „zumal die Tränkgasse, in der das Mennonitenbethaus lag, eine Nebenstraße der Laak war, also unterhalb des Neuroßgartens in der Pregelnieferung“. (Abb. 1)

Auch buchtechnisch ist das Bild von besonderem Interesse, denn in meinem langen Umgang mit Büchern ist mir kein ähnliches Stück begegnet, das einen solchen bildverzierten Goldschnitt aufweist. Der schlichte schwarze Lederband, der den Rückentitel „Gesangbuch“ und unten die Buchstaben I. K. in Golddruck trägt, dürfte etwa aus der Zeit von 1860 stammen. Das Titelblatt des Buches zeigt unten den handschriftlichen Namenszug „Elisabeth Kauenhowen“. Sie ist ohne Zweifel die Elisabeth, geb. Sprunck aus Memel (1801 bis 1878), die 1826 die Frau des Stadtverordneten Heinrich Kauenhowen (1797—1871) wurde, des Besitzers der „Goldenen Axt“ in Königsberg. Die Buchstaben I. K. könnten die Anfangsbuchstaben des Namens ihres jüng-

sten Kindes sein, ihrer Tochter Jenny Kauenhowen (1843—1935), die die Mutter des Königsberger Kantforschers Dr. h. c. Artur Warda (1871—1929) wurde. Vielleicht hat Jenny zu ihrer Taufe im Jahre 1859 das Gesangbuch in neuem Einband — der Buchblock ist stark beschnitten — von ihrer Mutter Elisabeth Kauenhowen erhalten.

Damals muß auch die farbige Zeichnung des Bethauses entstanden sein, die auf den Seitenschnitt des gepreßten Buchblocks aufgetragen wurde, bevor der Goldschnitt angebracht wurde. Die Zeichnung schimmert durch den hauchdünnen Goldschnitt nur durch, wenn der Band schräg angeblättert wird, nur so konnte sie auch photographiert werden.

Als Urheberin dieser Zeichnung kommt wohl am ehesten Emilie Wientz (1813—1900) in Frage, die Nichte des Königsberger Malers Johann Wientz (1781—1849), der gleichfalls einer Mennonitenfamilie entstammt. Sie stand dem Hause Kauenhowen verwandtschaftlich nahe, zwei schön gezeichnete Kinderbildnisse (Alexander und Jenny Kauenhowen), ehemals im Königsberger Stadtgeschichtlichen Museum zeugen davon (vgl. Mitt. des Sippenverbandes der Danziger Mennoniten-Familien Epp-Kauenhowen-Zimmermann, Göttingen 1938, Abb. 22 u. 23). Merkwürdig ist auch die weitere Geschichte des Buches. Aus dem Besitz von Jenny Warda, geb. Kauenhowen, gelangte es in den ihres Sohnes Dr. h. c. Artur Warda. Er schenkte es seinem Königsberger Freunde Henschke, und von dessen Witwe, Frau Hedwig Henschke in Berlin, kam es 1964 durch freundliche Vermittlung des Ältesten der Berliner Mennonitengemeinde, Erich Schultz, in das Familienarchiv Kauenhowen.

Aus einer viel späteren Zeit stammen die drei photographischen Aufnahmen, die das Königsberger Andachtshaus von außen und innen darstellen. Sie dürften im Jahre 1899 entstanden sein, als es nach dem Verkauf ihrer Kirche für die Königsberger Mennonitengemeinde hieß, von ihr Abschied zu nehmen. Deswegen haben sich wohl auch die damaligen drei Vorsteher vor ihr photographieren lassen (Abb. 2). Die Originale der Photographien stammen aus dem Besitz der Königsberger Gemeinde und wurden mir im Jahre 1943 von dem damaligen Vorsteher Josef Gingerich zur Verfügung gestellt, damit ich sie reproduzieren lassen konnte. Die erste der drei Aufnahmen zeigt, daß das Gebäude bis 1899 im wesentlichen unverändert geblieben ist. Einige Einzelheiten, z. B. die feinsprossige Fensterteilung, die Kreise und radialen Teile der Fensterabschlüsse, sind hier deutlicher zu sehen. Im großen und ganzen erinnert das Gebäude an die Danziger Mennonitenkirche, die jedoch ein Fachwerkbau war, während es sich in Königsberg um einen Putzbau handelte.

Die beiden Innenaufnahmen zeigen die völlige Schmucklosigkeit des Baus,

die er mit den anderen Mennonitenkirchen teilt, die geweißten Wände, den schlichten Altartisch und doch wohl über ihm die Kanzel, wie es auch in anderen Mennonitengemeinden üblich war und ist. Mitte und Seiten werden von einem weißgestrichenen Gestühl eingenommen, das meist je zwei Plätze miteinander vereinigt. Die Vorsteher der Gemeinde saßen hier doch wohl zu beiden Seiten des Altars, vielleicht auch hinter ihm. Dem Altar gegenüber war auf Holzsäulen eine Empore eingebaut, auf der die Orgel aufgestellt war. Eine durch einen Sims abgesetzte, leicht gewölbte Putzdecke schloß den Raum nach oben ab. Die ganze Kirche macht den Eindruck des Schlichten, Einfachen, ja Nüchternen, wie es dem Wesen des Mennonitentums entspricht. Alle vier Bilder erinnern an einen Abschnitt der nordostdeutschen Mennonitengeschichte, der für das gesamtdeutsche Mennonitentum von größter Bedeutung war.

Quellen und Literatur:

1. Der Kaufvertrag von 1752 im Staatl. Archivlager Göttingen, Ostpr. Fol. 208/241 f. 540. — 2. W. Crichton, Zur Geschichte der Mennoniten, Königsberg i. Pr. 1786, S. 36. — 3. Ludwig von Baczko, Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg, Königsberg 1787—1790. — 4. G. L. Baron von Reißwitz, Beiträge zur Kenntnis der taufgesinnten Gemeinden oder der Mennoniten, 2. Theil, Breslau 1829, S. 196 u. 198. — 5. Karl Faber, Taschenbuch von Königsberg, Königsberg 1829, S. 81. — 6. Karl Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Das Merkwürdigste aus der Geschichte, Beschreibung und Chronik der Stadt, Königsberg 1840, S. 137. — 7. Richard Arnstedt und Richard Fischer, Heimatkunde von Königsberg in Preußen, Königsberg i. Pr. 1895, S. 162 (Hier der Druckfehler 1763 statt 1768 für den Beginn des Baus). — 8. Böttcher, Kunstdenkmäler der Stadt Königsberg, Königsberg 1897. — 9. Erich Randt, Die Mennoniten in Ostpreußen und Litauen bis zum Jahre 1772, Diss. Königsberg 1912. — 10. Walther Franz: Geschichte der Stadt Königsberg, Königsberg (1934), S. 172. — 11. Horst Quiring, Artikel „Königsberg“ im Mennonit. Lexikon, Bd. 2, 538—539, aus dem Jahre 1943. — 12. Kurt Kauenhoven, Stammfolgen Kauenhoben 1 und 2 im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 132 (2. Westpreußenband), Limburg/Lahn 1963, S. 275, 276, 335, 372 u. Taf. 31 u. 39.